

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Die Geschichte einer außergewöhnlichen Freundschaft: Als der junge Lehrer Tom Michell am Strand von Uruguay einen Pinguin mit överschmiertem Gefieder aufliest, ahnt er noch nicht, dass sein neuer gefiederter Freund ihm nicht mehr von der Seite weichen wird. Michell beschließt, den Pinguin mit nach Argentinien zu nehmen und tauft ihn Juan Salvador. Für den jungen Lehrer wird dieser ganz besondere Vogel ein treuer Freund, für seine Schüler zum Pinguin des Vertrauens. Pinguine sind nämlich nicht nur wahnsinnig niedlich, sondern auch hervorragende Zuhörer ...

Tom Michell lebt heute mit Frau und Kindern in Cornwall, England.

Weitere Informationen, auch zu E-Book-Ausgaben, finden Sie bei www.fischerverlage.de

Tom Michell

DER
PINGUIN
MEINES
LEBENS



*Die wahre Geschichte einer
unwahrscheinlichen Freundschaft*

Aus dem Englischen
von Lisa Kögeböhn

FISCHER Taschenbuch

Für W, A, M und C



5. Auflage: Februar 2018

Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, Juli 2016

Original English language edition first published
by Penguin Books Ltd. London

Text copyright © Tom Michell, 2015

Illustrations copyright © Neil Baker, 2015

The author has asserted his moral rights.

All rights reserved.

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2016 S. Fischer Verlag GmbH,

Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-596-03602-8

EIN PINGUIN LÄUFT MIR ZU

Kapitel 1

*In dem ein Abenteuer endet
und ein anderes beginnt*

Der Badeort Punta del Este liegt auf einer Landspitze der Küste von Uruguay, wo der große südliche Bogen der süd-amerikanischen Atlantikküste auf das Nordufer des riesigen Flussdeltas Río de la Plata trifft. Er befindet sich rund sechzig Meilen östlich der Hauptstadt Montevideo und, durch den gewaltigen Fluss getrennt, gegenüber von Buenos Aires, der Hauptstadt der Republik Argentinien. In den sechziger und siebziger Jahren war Punta del Este das Nizza, Cannes oder Saint-Tropez für die Bewohner dieser beiden großen Metropolen, der Ort, an dem sich die Schickeria in den Sommerferien versammelte, um der Hitze der Stadt zu entfliehen und in den luxuriösen Penthäusern und Apartmentanlagen mit Blick auf die Küste ihr Sehen und Gesehenwerden zu zelebrieren. Soweit ich weiß, tun sie das noch heute.



Den Schlüssel zu einem dieser Apartments hatten mir netterweise Freunde, die Bellamys, geliehen, weil Winter war und sie das Apartment im Augenblick nicht selbst nutzten. Nach einem phantastischen Aufenthalt in Paraguay befand ich mich auf dem Rückweg nach Argentinien. Mit einem

Zwischenstopp an den gewaltigen Iguazú-Wasserfällen war ich dann an der Küste entlanggereist und nun in Uruguay angekommen. Da ich einige anstrengende und aufregende Wochen hinter mir hatte, freute ich mich darauf, außerhalb der Saison noch ein paar entspannte Tage im ruhigen Punta del Este zu verbringen.

Am letzten Tag meines Aufenthalts war ich spätnachmittags ins Apartment zurückgekehrt, um zu packen und mich auf den Aufbruch früh am darauffolgenden Tag vorzubereiten. Ich hatte das Tragflügelboot über den Río de la Plata um zwölf Uhr mittags gebucht und musste deshalb den *colectivo*, den örtlichen Bus, von Punta del Este nach Montevideo um Viertel vor sechs erwischen. *Colectivos* wurden von ihren Fahrern begeistert mit unzähligen Verzierungen und Glücksbringern dekoriert, was vermutlich die abgefahrenen Reifen wettmachen sollte.

Nachdem ich gepackt und das Apartment geputzt und inspiziert hatte, beschloss ich, noch einen Spaziergang am Meer zu machen, bevor ich ein letztes Mal zum Abendessen in dem Badeort einkehren würde.

Der auf der westlichen Seite der Landspitze gelegene Hafen von Punta del Este war klein und bot nur wenigen Booten von Privatleuten und Freizeitanglern Platz, die an jenem Tag sanft an ihren Liegeplätzen schaukelten, genau wie die schwimmenden Pontons, über die die Bootsbesitzer ihre Dingis erreichen konnten. Zwar war der Hafen im Osten gut gegen den Atlantik abgeschirmt, doch vor dem Westwind, der an diesem Tag wehte, bot er kaum Schutz.

Die Luft war erfüllt vom Geschrei der Möwen, dem Knallen der Segelleinen und dem Geruch nach Fisch, und dieser kleine sichere Hafen wärmte sich ruhig in der strahlenden

Wintersonne. Die leuchtenden Farben der Möwen, Boote und Häuser kamen vor dem saphirenen Ozean und dem azurblauen Himmel wunderbar zur Geltung. Doch meine Aufmerksamkeit richtete sich auf die unzähligen Fische im kalten, kristallklaren Wasser. Schwärme von Sprotten schossen synchron durch den Hafen und versuchten, ihren Verfolgern durch Zickzackkurs, oder indem sie sich alle paar Sekunden aufteilten und wieder vereinten, zu entkommen. Ich war wie gebannt von den La-Ola-Wellen des Lichts, die im Wasser pulsierten wie Polarlichter, wenn die Sonne von den schillernden Fischen reflektiert wurde.

Neben den rostigen, antiquierten Zapfsäulen, auf denen der Kraftstoff in Gallonen ausgewiesen wurde, unter einem gewellten Eisendach, zog eine muskulöse Fischerin mit einem großen grünen Netz, das sicher an einer dicken Bambusstange vertäut war, ihren Lebensunterhalt aus dem Hafenbecken. Sie trug eine Lederschürze und Gummistiefel und hatte einen zufriedenen Gesichtsausdruck. Mir fiel auf, dass sie mit bloßen Händen arbeitete. Ihr Haar war mit einem braunen Tuch bedeckt und ihr wettergegerbtes Gesicht von tiefen Falten durchzogen. Neben ihr standen drei Holzfässer, die nahezu bis zum Rand mit Sprotten gefüllt waren, was vermutlich der Grund für ihre Zufriedenheit war. Knöcheltief in zappelnden silbernen Fischen stehend, warf sie ihr Netz ins Wasser und holte beinahe minütlich einen neuen Fang ein, sehr zum Missfallen der Möwen, die sie lautstark beschimpften. Mit zahnlosem Grinsen schüttelte sie jeden neuen Fang in die Fässer und befreite die wenigen Fische, die nicht von selbst aus dem Netz gefallen waren – etwas, stellte ich fest, was ihr nicht gelungen wäre, hätte sie Handschuhe getragen. Die kleinen schwarzückigen, schwalbenschwänzigen Mö-

wen schwebten einen Augenblick lang etwa drei Meter über dem Meer, tauchten dann ab und kamen sofort wieder an die Oberfläche, schwimmend, mit Sprotten im Schnabel, die wie zähes Quecksilber glänzten. Dann wurde die Beute blitzschnell verschlungen.

Auch einige Pinguine hatten sich im Hafen eingefunden, um sich ihren Anteil zu holen. Es war ein faszinierender Anblick, sie auf der Jagd nach den Fischen pfeilschnell durchs Wasser schießen zu sehen. Sie wirkten wesentlich geschickter als die Möwen in der Luft. Schlängelnd preschten sie mit atemberaubender Geschwindigkeit und Wendigkeit durch die Schwärme und schnappten nach den Fischen, die vor ihnen auseinanderstoben. Gegen solch einen kunstfertigen Gegner erschienen die Sprotten nahezu wehrlos, trotz ihrer scheinbar grenzenlosen Anzahl. Ich wunderte mich nur, dass nicht mehr Pinguine da waren, um sich an einer derart reichen und leichten Beute gütlich zu tun.

Ich hätte noch viel länger zuschauen können, doch als die Pinguine außer Sichtweite schwammen, kehrte ich um und ging in östlicher Richtung um die Landspitze herum bis zum nächsten Wellenbrecher. Kleine, weißgefleckte Wellen rollten vom Ozean heran und brachen sich am Strand. Ich war an jenem schönen Nachmittag erst zehn, höchstens fünfzehn Minuten an der Küste entlangspaziert und hatte über all die großartigen und beeindruckenden Dinge nachgedacht, die ich während meines Urlaubs erlebt und gesehen hatte, als ich die ersten schwarzen, reglosen Gestalten erblickte. Zunächst fielen mir nur ein paar auf, doch als ich weiterging, wurden es immer mehr, bis der ganze Strand von schwarzen Klumpen auf einem schwarzen Teppich übersät zu sein schien. Hunderte ölverschmierte Pinguine lagen tot im Sand,

über den gesamten Strand verteilt, weit an der Küste entlang Richtung Norden. Tote Pinguine, über und über bedeckt mit dickem, klebrigem, erstickendem Öl und Teer. Der Anblick war so grauenvoll, so unerträglich und deprimierend, dass ich mich fragte, welche Zukunft eine »Zivilisation«, die eine solche Schändung dulden oder gar verüben konnte, noch haben sollte. Ich verstand jetzt, warum trotz der vielen Fische nicht mehr Pinguine am Hafen waren, um Sprotten zu fangen. Offensichtlich waren nur wenige Glückliche dem Ölteppich entronnen.

In düstere Gedanken versunken, setzte ich meinen Spaziergang oberhalb des Pfades der Verwüstung fort, der den Großteil des Strandes durchzog, und versuchte, die Zahl der toten Vögel zu schätzen. Selbst wenn ich hätte ausrechnen können, wie viele Pinguine am Ufer lagen – teilweise übereinander –, wäre es unmöglich gewesen, die Anzahl ihrer toten Artgenossen abzuschätzen, die noch im Meer trieben. Mit jeder Welle, die sich am Strand brach, wurden mehr Vögel angespült, auf diejenigen, die dort bereits lagen, während weiter draußen jede neue Woge einen weiteren grausigen Schwung von schwarzen Kadavern Richtung Küste schwemmte.

Der Strandabschnitt zwischen Meer und der Mauer, die die Straße begrenzte, war schmal, an der breitesten Stelle vielleicht gerade einmal dreißig Meter, doch die Verschmutzung des Sandes erstreckte sich, so weit das Auge reichte. Offensichtlich waren Tausende Pinguine auf grausamste Art und Weise umgekommen, während sie auf ihren angestammten Wanderrouten Richtung Norden unterwegs gewesen waren, wie ihre Vorfahren seit Millionen von Jahren.

Ich weiß noch immer nicht, wieso ich an jenem Tag weiter

am Strand entlangging. Vielleicht musste ich einfach begreifen, wie abstoßend dieses Ereignis wirklich war – das Ausmaß des Schadens überblicken. Ich hatte keine Berichte von einer Ölpest in dieser Region mitbekommen, doch in jenen Tagen waren die Auflagen für Öltanker weniger streng, und Regeln wurden nur sehr bedingt beachtet, so dass Vorfälle wie dieser keine Seltenheit waren. Nachdem die Öltanker ihre Ladung am Zielhafen gelöscht hatten, legten sie wieder ab und wuschen unterwegs vorm Aufnehmen der nächsten Ladung ihre Tanks aus.

Ereignisse wie dieses verdeutlichten, wie dringend notwendig eine Veränderung war. Ich zweifelte nicht daran, dass das, was ich an jenem Strand erlebte, die logische Konsequenz eines scheußlichen Aufeinanderprallens zweier Kulturen war. Als dem instinktiven Drang der Seevögel, sich auf ihre jährliche Reise zu machen, ein riesiger treibender Ölteppich in die Quere kam, der von gierigen und gedankenlosen Menschen ins Meer abgelassen worden war, gab es nur ein mögliches Ergebnis: die vollständige Auslöschung dieser Pinguine. Das wäre bereits unfassbar schrecklich gewesen, wenn es die Folge eines Unfalls gewesen wäre. Dass es das Ergebnis vorsätzlicher Handlungen im vollen Wissen um die wahrscheinlichen Konsequenzen sein sollte, war weder zu erklären noch hinzunehmen.

Ich war zügig gegangen, weil ich mir die toten Wesen gar nicht so genau anschauen wollte, als ich meinte, aus dem Augenwinkel eine Bewegung wahrgenommen zu haben. Nicht von der schäumenden Gischt der Brandung, sondern am stillen Strand. Ich blieb stehen und sah mich um. Ich hatte mich nicht geirrt. Ein tapferer Vogel lebte noch; eine einzige Seele, die, vom Tod umgeben, noch ums Überleben kämpfte.

Es war unglaublich! Wie konnte ein einzelner Vogel noch am Leben sein, während alle anderen restlos von Öl und Teer dahingerafft worden waren?

Obwohl er wie die anderen Vögel auf dem Bauch lag und ölverschmiert war, bewegte der Pinguin seine Flügel und hob den Kopf. Er bewegte sich kaum, doch an Kopf und Flügeln waren leichte spastische Zuckungen wahrnehmbar. Der Toteskampf einer besiegten Kreatur, dachte ich.

Einen Augenblick lang sah ich zu. Konnte ich weitergehen und den Vogel im giftigen Öl und dem kräftezehrenden, erstickenden Teer zurücklassen, bis beides langsam sein Leben ausgelöscht haben würde? Ich beschloss, dass ich das nicht tun konnte – ich musste seinem Leiden so schnell wie möglich ein Ende setzen. Also bahnte ich mir mit größtmöglichem Anstand und Respekt vor den toten Vögeln einen Weg zu ihm.

Ich hatte keinen genauen Plan, wie ich den Gnadenstoß vollziehen sollte. Eigentlich hatte ich überhaupt keinen Plan. Doch als dieser eine Pinguin, der sich nur in einer Hinsicht von den Tausenden ölverklebten Pinguinen unterschied – er war am Leben –, sich auf die Beine rappelte, um sich einem weiteren Gegner zu stellen, waren alle Gedanken an eine solche Gewalttat wie weggeblasen. Mit seinen flatternden, klebrigen Flügeln und seinem hervorschnellenden Raubvogelschnabel hielt er die Stellung, um ein weiteres Mal um sein Leben zu kämpfen. Er reichte mir beinahe bis zu den Knien!

Ich hielt inne und betrachtete noch einmal die Gefährten des Pinguins. Lag ich falsch? Lebten sie doch noch? Ruhten sie sich nur aus, erholten sie sich? Mit der Fußspitze rollte ich ein paar leblose Körper auf den Rücken. In keinem Vogel außer diesem einen schien noch ein Lebensfunke zu glühen;

die toten Pinguine unterschieden sich nicht voneinander. Ihr Gefieder und ihre Kehlen waren von Teer verklebt, grässlich verformte Zungen ragten aus ihren Schnäbeln, und ihre Augen waren vollständig von dem ätzenden Dreck bedeckt. Allein der Gestank nach Bitumen hätte gereicht, um die Vögel zu überwältigen, und auch ich hätte nicht am Strand entlanggehen können, hätte der Wind nicht aus westlicher Richtung geweht und so die verpestete Luft aufs Meer hinausgetragen.

Inmitten all dieser Abscheulichkeit war nur dieser eine Pinguin mit offenem rotzünftigem Schnabel und klaren pechschwarzen Augen übrig, die vor Zorn funkelten. Plötzlich spürte ich angesichts dieser Besonderheit eine Welle der Hoffnung in mir aufkommen. Könnte er überleben, wenn er gesäubert wurde? Ich musste ihm zumindest die Chance dazu geben, oder? Aber wie sollte ich mich diesem schmutzigen und aggressiven Vogel nähern? Wir standen da, beäugten einander misstrauisch und versuchten, unser jeweiliges Gegenüber einzuschätzen.

Hastig suchte ich mit den Augen den Müll ab, der sich am Strand angesammelt hatte: Holzstücke, Plastikflaschen, Styroporkrümel, zerrissene Fischernetze, all das, was man für gewöhnlich nach der Flut an fast jedem von unserer fortschrittlichen Gesellschaft verunreinigten Strand finden kann. Außerdem hatte ich eine große Tüte mit einem Apfel in der Tasche. Als ich mich wegbewegte, legte sich der Pinguin wieder auf den Bauch und wedelte mit dem Hintern, als wollte er es sich bequem machen. Schnell sammelte ich etwas Treibgut auf, das mir hilfreich für mein Vorhaben erschien. Dann näherte ich mich wie ein Gladiator meiner Beute, die sich angesichts dieser neuerlichen Bedrohung sofort wieder zu voller Größe aufplusterte. Ich lenkte den Pinguin ab, in-

dem ich mit einem Fischernetz wedelte, das ich ihm dann mit der Schnelligkeit und dem Mut eines Achilles über den Kopf warf. Danach stieß ich ihn mit einem Stock um. Ich drückte ihn zu Boden und griff mit der Hand, über die ich die Tüte gestülpt hatte (keine Zeit, um mich mit Äpfeln zu beschäftigen), nach seinen Füßen.

Ich hob das aufgebrachte Tier, das sich drehte und wand, um sich zu befreien, vom Strand auf, hielt es von meinem Körper weg und stellte zum ersten Mal fest, wie schwer Pinguine sein können.

Mit dem flatternden Viereinhalb-Kilo-Vogel begab ich mich also zurück zum Apartment der Bellamys. Wenn mein Arm müde würde und mir der gefährliche Schnabel zu nahe käme, würde der Pinguin mir ins Bein hacken und mich mit Teer beschmieren. Während des knapp zwei Meilen langen Rückwegs befürchtete ich, dem Pinguin weh zu tun oder ihn zu Tode zu erschrecken, und versuchte, ihm kein Leid zuzufügen. Aber gleichzeitig war ich auch um mein eigenes Wohl besorgt.



Auf dem Weg nach Hause überschlugen sich die Gedanken und unausgegorenen Pläne in meinem Kopf. Was würde ich sagen, wenn mich jemand anspräche? War es in Uruguay überhaupt erlaubt, ölverschmierte Pinguine aufzulesen? Damals waren die meisten südamerikanischen Länder Polizeistaaten, und es hätte mich nicht überrascht, wenn es irgendein absurdes Gesetz gegeben hätte, das eine solche Rettungsaktion untersagte.

Zumindest wollte ich es schaffen, den Pinguin zu säubern.

Das beschloss ich, als ich schwerfällig die Straße am Strand entlangtrottete. Ich erinnerte mich daran, dass wir als Kinder Butter verwendet hatten, um Teerflecken aus Strandhandtüchern zu entfernen, und ich wusste, dass ich Butter im Kühlschrank hatte, außerdem Olivenöl, Margarine und Spülmittel.

Den Vogel mit ausgestrecktem Arm zu tragen war ermüdend, und ich musste häufig die Hand wechseln. Ich hielt ihn an den Füßen, aber da ich fürchtete, dem verzweifelten Tier weiteren Schaden zuzufügen, klemmte ich einen Finger zwischen seine Beine, um die Härte meines Griffs abzumildern. Ich machte mir nichts vor: Es war nicht bequem für den Vogel. Trotzdem erreichten wir schließlich ohne größere Vorkommnisse auf beiden Seiten unser Ziel. Sosehr er sich auch bemüht hatte, dem Pinguin war es nicht gelungen, mich zu verletzen – und so war auch ich nicht in Versuchung geraten, ihm unterwegs den Garaus zu machen.

Mein nächstes Problem war, an der furchteinflößenden Concierge vorbeizukommen, deren Büro sich unter der Treppe befand. Während meines Aufenthalts war sie jedes Mal wie ein wildgewordener Wachhund herausgeschossen und hatte jeden Gast beim Kommen und Gehen genauestens unter die Lupe genommen, als könne man niemandem trauen. Es war sonnenklar, warum die Hausverwaltung genau diese Person darauf angesetzt hatte, für das gute Benehmen der Gäste zu sorgen, so maßgeschneidert war sie für diese Aufgabe. Doch durch eine merkwürdige Laune des Schicksals war sie das eine Mal, als wirklich Grund zur Sorge bestanden hätte, nicht da. Die Luft war rein.